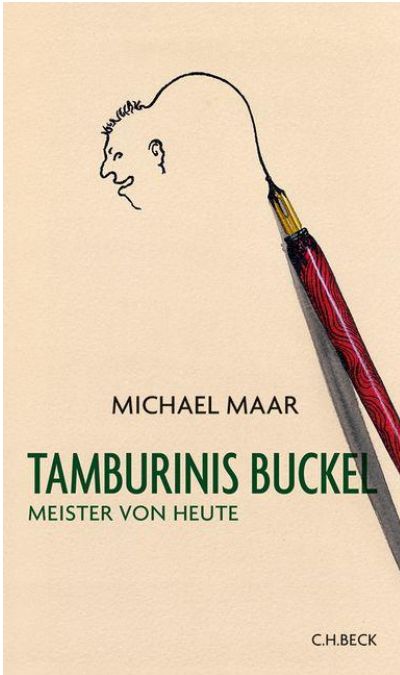


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Michael Maar**  
**Tamburinis Buckel**  
Meister von heute

192 Seiten. Gebunden.  
ISBN: 978-3-406-66693-3

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/13657011>

## Dämonen unter sich

*Goethe und Napoleon bei Gustav Seibt*

Hätte er mehr auf seine Träume hören sollen? Napoleons Diener Constant überliefert, der Kaiser sei während des großen Erfurter Kongresses von einem Albtraum heimgesucht worden: Ein Bär habe ihm die Brust geöffnet und sein Herz zerfleischt. Daß es ein russischer Bär war, ist zwar nicht Teil der Überlieferung, lag aber auf der Hand. Der Kaiser der Franzosen, der halb Europa unterworfen hatte, wollte sich in Erfurt vor einem heraufziehenden Ungemach sichern, der Gefahr eines Zweifrontenkriegs. Napoleons Truppen standen in Spanien vor einem zermürbenden Winterkrieg, in Preußen braute sich etwas zusammen, und Österreich rüstete gegen ihn auf. Darum war es von höchster Dringlichkeit, daß er Rußland auf seine Seite brächte. Von den 54 Monarchen, die sich im Herbst 1808 in Erfurt versammelten, um Napoleon die Ehre zu erweisen, war nur einer wichtig: der Zar Alexander. Damit der junge Zar mit ihm gegen Österreich paktiere, mußte er umworben und eingewickelt, er mußte überwältigt und mit Prunk und Schmeichelei geblendet werden. An kleinen Gesten der Demütigung sollte es aber auch nicht fehlen. Demütigungen nicht Alexanders selbst natürlich, aber der anderen Schranzen und Könige, die sich um den Empereur scharten.

«*Taisez vous, ce n'est qu'un roi!*» zischte wütend noch der kommandierende Offizier, wenn bei der täglichen Aufführung des eigens nach Erfurt beordneten *Théâtre français* das nur für die beiden Kaiser reservierte dreifache Trommelsignal einmal versehentlich schon beim Eintritt des Königs von Württemberg erklang. Daß Napoleon die deutschen Monarchen zusammen mit der Herzogin von Weimar eine Stunde lang in seinem Vorzimmer warten ließ, war ein Teil dieser Strategie der Demütigung. Wie vollkommen sie aufging, berichtet in seinen Memoiren Napoleons damaliger Großkämmerer und ehemaliger Außenminister Talleyrand. Vor Bonaparte seien alle Fürsten zu devoten Höflingen geworden; nicht einen habe er gesehen, der es gewagt hätte, furchtlos und frei die Hand auf die Mähne des Löwen zu legen.

Nicht einen? Ein anderer Gast aus Weimar hätte Talleyrands Verdikt entkommen müssen – ein Besucher, den der Kaiser nicht demütigend lange im Vorzimmer hatte stehenlassen. Als Johann Wolfgang von Goethe am 2. Oktober in Erfurt zur Frühaudienz beim Kaiser vorsprach, der sich viel Zeit für ihn nahm und sich als gewiegter Kenner seines Werks erwies, war es der Höhepunkt einer langen Entwicklung. Inkognito beobachtet hatte Goethe ihn vermutlich schon zwei Jahre zuvor im Weimarer Palast; innerlich tief beschäftigt hatte Bonaparte ihn seit je (wenn auch nicht so früh wie Wieland, der Bonapartes Aufstieg schon seit dem Italienfeldzug vorhergesehen hatte). Das Gespräch in Erfurt wurde zu Goethes Sternstunde, die er im Lauf der Jahre immer stärker mythi-

sierte. Wie treu und traulich der mächtigste Mann Europas – und also der Welt – mit ihm geplaudert hatte, erfüllte ihn den Rest seines Lebens mit Stolz. «Qu'en dit Mr Göt?» war die stehende Wendung nach den Exkursen gewesen, in denen Napoleon sich gesprächsweise ergangen hatte – Goethe machte sie später beim Diktieren nach, so wie er sich einmal auch an Bonapartes Handschrift versuchte. Und sieben Mal hatte er seinen *Werther* gelesen! Der Autor, der dem Kaiser, seinem Kaiser, wie Goethe ihn fortan nannte, dafür nicht ein paar Kriegszüge verziehe, müßte noch geboren werden. Übrigens war des Korsen Wohlwollen auch eine gute Versicherung für den Notfall: dergleichen Horror wie in der Oktobernacht zwei Jahre zuvor, als die französischen Truppen in Weimar eingefallen und im Frauenplan nur durch den beherzten Widerstand von Goethes Frau Christiane von schweren Exzessen abzuhalten waren (in der Nachbarschaft wurde vergewaltigt) – solche unzuträglichen Störungen würden unter dieser Protektion nicht mehr so leicht vorkommen.

Das Kreuz der französischen Ehrenlegion trug Goethe aber auch dann noch, als sich der Wind gegen Bonaparte gedreht hatte. Deutschlands größter Dichter kam von der Faszination für seinen Kaiser nie los. Schon früh wurde er darum von Geistern wie Friedrich von Gentz als schändlicher Egoist gescholten. Seit Napoleons Rückkehr aus Elba hatte sich die persönliche Bewunderung allerdings von der politischen Zustimmung getrennt. Nur an jener hielt Goethe bis zuletzt fest. Schimpfreden oder Karikaturen auf den Gestürzten

waren ihm verhaßt. Als er davon las, daß der auf St. Helena Gefangene seine Uniform wenden lassen müsse, weil der berühmte grüne Stoff nicht mehr greifbar war, sah er darin einen «vollkommen tragischen Zug». Sei es nicht rührend, fragt er Eckermann, «den Herrn der Könige zuletzt soweit reducirt zu sehen, daß er eine gewendete Uniform tragen muß?» Nur der Zusatz zeigt, daß Goethe inzwischen auch die andere Seite sah. «Und doch, wenn man bedenkt, daß ein solches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte, so ist das Schicksal, das ihm widerfuhr, immer noch sehr milde.»

Aber es blieb die Bewunderung für die dämonische Natur. Nach dem Tod des Verbannten verfaßte Goethe ein blasphemisches Gedicht, für dessen Abdruck man noch Jahrzehnte später eine Anklage wegen Gotteslästerung riskierte. «Am Jüngsten Tag vor Gottes Thron / Stand endlich Held Napoleon», beginnt dieses Gedicht, und es führt aus, wie der Teufel sich vor diesem Thron anschickt, ein großes Sündenregister Napoleons vorzulesen. Da erklingt eine Stimme von oben: «Wir wissen alles, mach es kurz! / Am Jüngsten Tag ists nur ein ... / Getraust du dich, ihn anzugreifen, / So magst du ihn nach der Hölle schleifen.»

Selbst Satan, meint Goethe, würde es sich wohl kaum getrauen. Denn Napoleon war dämonischer Natur, und es war dieses Dämonische, das Goethe im Innersten bewegte. Er selbst stand in tieferer Fühlung damit. Wenn der Kaiser eine Schlacht verlor, fiel in Goethes Arbeitszimmer ein Relief von

der Wand. Wenn er sich aus Elba befreite, prophezeiten Initialen auf einem prompt im Frauenplan eintreffenden Ring seinen Untergang. Der abergläubische oder mystische Goethe konnte zur freiheitskämpferischen napoleonfeindlichen Jugend kein anderes Verhältnis haben als ein gespaltenes. «Schüttelt nur an euren Ketten», rief er: «Der Mann ist euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen!»

Als sie dann doch zerbrochen wurden, war Deutschland schon auf die abschüssige Bahn geraten. Die national gestimmte studentische Jugend verbrannte die ersten Bücher. Napoleons Einfluß auf den fatalen Sonderweg Deutschlands, der sich im Wartburgfest abzeichnete, geht aus der Studie des Historikers und Publizisten Gustav Seibt, aus der wir alle diese Kenntnisse ziehen, so plastisch wie beiläufig hervor.

Diese Studie *Goethe und Napoleon* ist, keine Umschweife, ein Meisterwerk. Falls irgend jemand einen Thriller liest, dann bitte weglegen und zu etwas wahrhaft Spannendem greifen: dieser großen, großartigen Erzählung vom Rencontre des Geists mit der Macht. Das Meisterhafte liegt nicht nur in der Kunst der Vergegenwärtigung: darin also, wie wir uns in immer enger werdenden Kreisen Erfurt nähern und mit dabei-zustehen glauben, wenn Goethe endlich zum Empereur vorgelassen wird und das berühmte «Voilà un homme» zu hören bekommt; oder darin, wie Seibt uns immer tiefer in die karger und kühler werdende Innenwelt des alten Dichters zieht. Meisterhaft ist Seibts souveräne Beherrschung des Materials, sein Reichtum an Funden und farbigen Details. Nicht die feinste

Spur, die das Napoleon-Erlebnis in Goethes Werk hinterlassen hat, wird von diesem akribischen Leser übersehen. Was hätte der persische Dichter Hafis mit Napoleon zu tun? Seibt blättert es uns auf. Er entdeckt eine entlegene – oder eben gerade nicht entlegene, nur vergessene – politische Schrift über den ewigen Kampf der See- gegen die Landmächte, eine Art vorweggenommener Carl Schmitt, die Goethe sichtlich tief beeindruckt hatte und noch den Schluß des *Faust II* unterspült – den Seibt als ein letztes Wort zu Bonaparte entziffert. Auch *Dichtung und Wahrheit* liest er neu und kann nachweisen, wie Goethe, indem er scheinbar nur in Jugenderinnerungen kramt, einen versteckten Kommentar zur napoleonischen Gegenwart gibt.

Mit solchen immer nur beiläufig markierten Pointen und Trouvaillen ist jedes Kapitel dieser Studie gespickt; und doch sind es nicht diese Funde, die ihre größte Stärke ausmachen. Die wahre Stärke des hochgelehrten Buchs liegt darin, daß es nicht für den Kenner, sondern den gewöhnlichen Leser geschrieben ist. Aber auch das ist es noch nicht allein. Das Mitreißende ist der freie, gerechte Geist, der in ihm herrscht. Wenn der Historiker nicht gerecht ist, hat er den falschen Beruf. Er darf nicht von vornherein *parti pris* sein, aber er muß auch vor dem moralisch Scheußlichen nicht immer den neutralen Stoiker geben. Seibt hat Verständnis für fast alles, seine Ironie ist allseitig und filigran, und vorm wohlfeilen Besserwissen der Späteren hält er sich fern. Aber was er erzählt, spricht doch für sich. Bei dem zitierten blasphemischen Gedicht über Napoleon am Jüngsten Tag erwägt er eine mög-

liche literarische Anspielung auf Walter Scott, dessen Napoleon-Buch Goethe gleich nach Erscheinen verschlungen hatte. Franzosenfreundlich war er gerade nicht, wie sich verstand, und vielleicht war es dieses Werk, aus dem der Teufel vorträgt, bevor er von Gottvater abgefertigt wird. Wie auch immer – Seibt erwähnt die Geschichte auch deshalb, um eines der Details aufleuchten zu lassen, deren Fülle sein Buch literarisch so bedeutend macht. Der schottische Autor entwirft in seinem Roman die schaurige Nachtszene von Vincennes – die Szene der Erschießung des Herzogs von Enghien, den Napoleon aus Baden hatte entführen und im Schnellverfahren aburteilen lassen, um ein Exempel zu statuieren. Es war diese Ermordung, auf die Talleyrand – oder der Polizeiminister Fouché – das berühmte Wort geprägt haben soll: «C'est pire qu'un crime, c'est une faute» – sie sei schlimmer als ein Verbrechen, nämlich ein Fehler. Bei Walter Scott nun konnte Goethe lesen, wie es sich genauer damit verhielt, wie man nämlich dem armen Bourbonenprinzen vor seinem offenen Grab in der nebligen Mondnacht «eine Laterne um den Hals hängen mußte, damit der Hinrichtungs-Peloton ihn überhaupt treffen könne».

Das Flackern dieser Laterne beleuchtet die Geschichte Napoleons in genau dem gespenstischen Licht, das ihr gebührt. Anders als Goethe im Gespräch mit Eckermann annahm, war der Herzog von Enghien dabei nicht einmal ein gegenrevolutionärer Zünder: Napoleon hatte sich bei der Auswahl für seine exemplarische Strafaktion schlicht getäuscht.



Seibts Sympathien für den Kaiser der Franzosen, die «Garantielosigkeit in Person», wie Jacob Burckhardt ihn nannte, sind spürbar gering. Das zeigt sich nicht in anklägerischem Pathos, sondern in trockenen asides. Wenn Napoleon sich in dem Bulletin nach dem verlorenen Rußlandfeldzug auf den plötzlichen Wintereinbruch beruft und erklärt: «Wir mußten, mit einem Worte, im Marsch bleiben, um nicht zu einer Schlacht gezwungen zu werden, welche wir aus Mangel an Munition nicht wünschen durften», fügt Seibt hinzu: «Das hätte man auch einfach ‹Flucht› nennen können.» Und zählt lakonisch die groben logistischen Fehler auf, die beim besten Willen nicht dem Winter in die Fellschuhe zu schieben waren.

Napoleon hatte eben nicht auf seinen Traum gehört. Der russische Bär hatte ihn dann doch zerfleischt, und jedenfalls die meisten seiner Soldaten. Goethe spielt auf das brennende Moskau und das Fiasko des Feldherrn gerade dort an, wo man es am wenigsten vermutet hätte. Ausgerechnet im *West-östlichen Divan*, der sich ostentativ von den Forderungen des Tages abzuwenden und im Orient zu verlustieren scheint, finden sich die kühnsten, man möchte sagen: die nietzscheanischsten Gedanken zum außermoralischen Recht des Tyrannen. Nur trägt dieser Tyrann statt Napoleon den Namen des Mongolenfürsten Timur. Im zweiten Gedicht des «Buches Timur» wird das Duftöl von Suleika besungen, für das tausende Rosen geknickt werden mußten. «Sollte diese Qual uns quälen, / da sie unsere Lust vermehrt?» fragt der Dichter Hafis, als wäre er schon Zarathustra: «Hat nicht Myriaden Seelen / Timurs

Herrschaft aufgezehrt?» Tja, allerdings einen Haufen Seelen, die auch Timurs französischer Nachfolger auf dem Gewissen haben müßte – wenn er denn ein solches besäße. Aber der erwidert nur, aus dem Munde des Mongolen: «Was? Ihr mißbilliget den kräftigen Sturm / Des Übermuts, verlogene Pfaffen? / Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm, / So hätt' er mich als Wurm geschaffen.» Das dämonische Genie läßt sich nicht nach den Maßstäben der Moral bemessen – *tant pis* für die Würmer und Myriaden Seelen.

Es war eine halbe Million Menschen, genauer beziffert, die allein bei Napoleons Rußland-Feldzug ihr Leben verloren. Viele der wenigen Heimkehrer, schreibt Seibt, waren zu Krüppeln ohne Nasen, Ohren und Zehen geworden. «Sie stanken so entsetzlich, daß die Menschen vor diesen Untoten zurückwichen.»

Was hatte Napoleon geritten? Wie hat ihn sein Daimon so irregeleitet? Der Fehler geht, außer auf seinen Charakter, wieder auf Erfurt zurück. Trotz aller Anstrengungen hatte sich der russische Zar nicht bebiegen lassen. Das lag freilich weniger am Zaren als an Napoleons rechter Hand. Es war Talleyrand, der mit untrüglichem Gespür die Gefahren der Napoleonschen Maßlosigkeit erkannt hatte. In Erfurt leistete er sich den tollkühnsten Hochverrat in der Geschichte der Diplomatie. Talleyrand bestärkte den Zaren, den er aus früheren Verhandlungen kannte, heimlich darin, nur nicht Napoleon nachzugeben. Jeden Abend nach dem Theater und den Gesprächen der beiden Kaiser hinkte der französische Mephisto in den

Salon der Fürstin von Thurn und Taxis, in dem Alexander seinen Nachttee zu sich nahm. Dort fütterte er ihn vor aller Augen – und gerade darum unauffällig – im Plauderton mit Tips gegen Napoleon, die sich der Zar auf kleinen Spickzetteln notierte und bis zum nächsten Verhandlungstag auswendig lernte. Napoleon verzweifelte über die unerwartete russische Halsstarrigkeit so sehr, daß er seinen Hut zertrampelte. Erst Monate später kam er dahinter, welchem Ränkespiel seines klumpfüßigen Beraters er aufgesessen war und nannte ihn, unvergeßlich, «de la merde dans un bas de soie» – ein Stück Scheiße im Seidenstrumpf.

Nicht im Seidenstrumpf, sondern in der gewendeten Uniform siechte der von den Engländern Deportierte – und vielleicht Vergiftete – dann auf der Vulkaninsel St. Helena im Südatlantik dahin, während in Weimar der Geistesfürst über seine Begegnung mit der dämonischen Macht nachsann. Warum sinnt man auch heute so gerne der Konstellation dieser beiden Granden nach? Gustav Seibt hat seine Passion für die Geschichte einmal mit dem Gefühl der Enge erklärt, das ihn überwältigen würde, wäre er in der schmalen Nische der Gegenwart eingeschlossen. Die Klaustrophobie nicht im Raum, sondern der Zeit – sie wird in seiner Studie so einleuchtend, daß man nach der Lektüre sofort die Memoiren Talleyrands und das Napoleon-Buch Walter Scotts lesen will – und natürlich den unergründlichen Meister und Löwen Goethe selbst, der mit diesem Deuter einen findet, der ihm so unerschrocken wie respektvoll in die Mähne greift.

---

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)